

Bern

Warum Kitchener sein Logo kippt

Rassismus-Debatte Das Kleidergeschäft in der Berner Altstadt wirft seine bekannte Marke bis Ende Jahr aus dem Sortiment. Der indigene Kopf sei «verletzend und nicht mehr zeitgemäss».

Sven Niederhäuser

Viele Bernerinnen und Berner besitzen das beliebte Sujet von Kitchener auf Kleidungsstücken und Produkten. Nun soll der indigene Kopf aufgrund der Rassismusdebatte weichen. «Die Zeit ist gekommen, sich von diesem Logo zu verabschieden», sagt Sarah Huber auf Anfrage des «Bund». Gemäss der Chefin des Berner Kleidergeschäfts wird das Logo bis Ende Jahr aus dem Sortiment genommen, es wird also nicht von heute auf morgen verschwinden. Ein neues Sujet gebe es noch nicht. «Dafür lassen wir uns Zeit.»

Die Diskussion um den Markenwechsel begann, wie auch bei der Namensänderung der ehemaligen Berner Colonial-Bar, in den sozialen Medien. Doch es habe auch viele Gespräche intern und mit Kundinnen und Kunden gegeben, sagt Huber. Alle hätten Kitchener nahegelegt, dass das Logo als «verletzend und nicht mehr zeitgemäss» gelte, «da wir ein Bild für kommerzielle Zwecke verwenden, das historisch belastet ist». Dies einerseits durch die lange Geschichte des Genozids an der indigenen Bevölkerung Nordamerikas. Andererseits aufgrund der systematischen Ausgrenzung und Enteignung. «Diese hält bis heute an und wird unter Trump sogar angefeuert.»

Geronimo als Sujet

Zwar sei die Absicht bei der Wahl des Logos vor 53 Jahren nicht böswillig gewesen, sagt Huber. Vielmehr sei dieses damals aus einer «Faszination für alternative Lebensweisen und Philosophien indigener Traditionen» entstanden. Das Label basiere auf der historischen Figur Geronimo. Dieser lebte von 1829 bis 1909, war Mitglied eines Apachenstamms und Freiheitskämpfer. «Bis zu seinem Tod stellte er sich entschlossen gegen die amerikanischen Siedler und Streitkräfte.» Schliesslich starb er jedoch in Gefangenschaft.

Dem früheren Hippie-Laden ist bewusst, dass kulturelle Sym-



Das Kleidergeschäft Kitchener trennt sich von seinem Logo. Foto: Adrian Moser

bole jeweils innerhalb ihrer historischen und sozialen Zusammenhänge entstanden sind. «Somit sind sie stets in ein ungleiches Machtverhältnis eingeschrieben», sagt Huber. Zudem werde die genozidale Geschichte der kolonialen Besiedlung Amerikas ab dem 16. Jahrhundert weitgehend ausgeblendet. Dies durch ein verklärtes Bild der indigenen Bevölkerung und deren Symbolik.

Absicht und Wirkung

Trotzdem sei die Verwendung kultureller Symbole kritisch zu betrachten, sagt Marianne Helfer. Die stellvertretende Leiterin der Fachstelle für Rassismusbekämpfung des Bundes fügt an, «die kulturelle Aneignung ist letztlich eine Weiterführung des Kolonialismus». Und über diese solle künftig mehr diskutiert werden.

Jetzt geht es ums Geld

Sklavenhandel Bern soll für die Verstrickung in den Sklavenhandel zahlen – das fordert die Alternative Linke.

Sollen Stadt und Kanton Bern Wiedergutmachung leisten für die Beteiligung am Sklavenhandel im 18. und 19. Jahrhundert? Die Alternative Linke Bern (AL) stellt mit Vorstössen im städtischen und im kantonalen Parlament die Forderung nach Reparationen. Unter anderem besass der damalige Staat Bern zwischen 1719 und 1734 Aktien der englischen South Sea Company, die im Sklavenhandel tätig war. In Bern angesiedelte Bankhäuser waren über die französische Compagnie des Indes in den Handel verstrickt.

Der Begriff der indirekten Beteiligung sei überholt, schreibt die AL. Profite seien nach Europa geflossen. Ihre Interpellation erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Historiker Hans Fässler. «Wichtig ist, dass im Zuge der Black-Lives-Matter-Debatte da-

rüber diskutiert wird, ob die Schweiz und auch Stadt und Kanton Bern eine Pflicht zur Wiedergutmachung haben», sagt Fässler. Im Idealfall könne eine Expertenkommission eingesetzt werden.

Bern als Trittbrettfahrer

Für André Holenstein, Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Bern, stellt sich die Frage der Relationen: «Sind die Aktivitäten des damaligen Bern vergleichbar mit denjenigen von Kolonialmächten wie Frankreich, England oder Holland?» Man müsse sich der Vergangenheit stellen und diese aufarbeiten, aber historisches Unrecht könne nicht in jedem Fall juristisch bewertet und mit Geld wiedergutmacht werden. Bei den nachrichtlosen Vermögen oder den Verdingkindern sei dies möglich

Kitchener jedenfalls will nun Verantwortung für die Wahl des Logos übernehmen. «Wir anerkennen, dass Absicht und Wirkung nicht dasselbe sind.» Ebenso werde die Firma daraus Lehren für die Zukunft ziehen, sagt Huber. «Wir möchten diese Entscheidung zum Anlass nehmen, unsere eigenen Werte zu reflektieren.»

Dafür gibt sich die Firma reichlich Mühe. Nachdem sie sich der «eigenen blinden Flecken» bewusst geworden war, erschien es ihr als «sinnvoll», das Gespräch mit betroffenen Menschen zu suchen. Deswegen habe man bereits Kontakt zu indigenen Vertreterinnen und Vertretern in den USA aufgenommen. «Es geht uns darum, in einen Dialog zu treten und zu lernen», sagt Huber. Was dabei herauskomme, sei noch nicht

klar. «Wir sind offen und neugierig.»

Name auch problematisch?

Bekannt wurde die Firma besonders in den 1980ern und 1990ern durch ihre Kitchener-Säckli weit über Bern hinaus. Auch heute noch sagen viele zu sämtlichen Turnbeutel «Kitchener». Die Geschäfte wuchsen daraufhin. Doch erst vor zehn Jahren expandierte die Firma auch ausserhalb der Bundesstadt und eröffnete einen Laden in Zürich.

Nun könnte auch der Name von Kitchener zu Kritik führen. Denn von 1850 bis 1916 gab es den britischen Militärführer Herbert Horatio Kitchener, auch Lord Kitchener genannt. Dieser wurde laut dem britischen Fernsehsender BBC zum britischen Kommandeur im Burenkrieg ernannt. «Seine rücksichtslosen

Massnahmen wurden vielfach kritisiert», ist der Website des Senders zu entnehmen. Kitcheners Nutzung von Lagern zur Inhaftierung von Zivilisten soll zum Begriff «Konzentrationslager» geführt haben.

Da der Laden in Bern jedoch in den «Swinging Sixties» gegründet wurde, sei er an einen anderen Lord Kitchener angelehnt, sagt Huber. «Der Name war inspiriert von Aldwyn Roberts, «Grand Master of Calypso», einem afrokaribischen Musikstil.» Der trinidadische Sänger trat als Lord Kitchener auf. Zudem hiess der damals gemäss Huber «coolste Shop der Londoener Portobello Road» ebenfalls so. In diesem Hippie-Fashion-Shop hätten Legenden wie Eric Clapton, Mick Jagger, John Lennon und Jimmy Hendrix ihre Vintage-Militäruniformen gekauft.

«Die kulturelle Aneignung ist letztlich eine Weiterführung des Kolonialismus.»

Marianne Helfer
Stellvertretende Leiterin Fachstelle für Rassismusbekämpfung des Bundes

«Indianer» gibt es nicht?

Das Wort «Indianer» für die indigene Bevölkerung zu gebrauchen sei grundsätzlich falsch, sagt Marianne Helfer. Sie ist stellvertretende Leiterin der Fachstelle für Rassismusbekämpfung des Bundes. Denn der Begriff beruhe auf einem Missverständnis. ««Indianer» kommt vom spanischen «indio» und bedeutet eigentlich «Inder.» Schliesslich hätten die Eroberer damals geglaubt, dass sie sich in Indien befänden. Zudem seien Fremdbezeichnungen im Allgemeinen fragwürdig. Das bedeute ganz einfach: «Wir sollten die betroffenen Gruppen lieber selbst fragen, wie sie genannt werden möchten.» So würde sich die indigene Bevölkerung in Kanada beispielsweise als «First Nations» bezeichnen. (svn)

doch vergleichsweise besser als Sklaven auf einer Plantage.»

Was ist mit der Waadt?

Die Frage materieller Wiedergutmachung wurde auch schon 1798 in der Helvetischen Republik diskutiert, wie Holenstein erklärt. Das damals neu gebildete Parlament habe sich mit der Frage der «Patriotenentschädigung» beschäftigt. Waadtler Parlamentarier forderten, dass die Berner Patrizier für die Unterdrückung der Waadt zahlen sollten. Die Diskussion um solidarische Haftung der alten aristokratischen Regierungen verlief dann im Sand – teils weil sich die Helvetische Republik mit anderen Problemen beschäftigen musste, teils weil die Waadtler nicht die Einzigen waren, die sich beklagten.

Simon Wälti